

HEYNE <

DAS BUCH

Das Rushmore Inn ist ein kleines familiengeführtes Hotel in den Hügeln West Virginias. Einladend wirkt es zwar nicht gerade, doch da ihr eigentliches Hotel hoffnungslos überbucht ist, bleibt der Profisportlerin Maria nichts anderes übrig, als in dem düsteren und heruntergekommenen Rushmore Inn abzusteigen. Schon in der ersten Nacht ereignen sich seltsame Dinge: Ihr Koffer verschwindet, ihr Handy ebenfalls und in ihrem Zimmer vernimmt sie beunruhigende Geräusche. Als Marias anfängliches Unbehagen in panische Angst umschlägt, ist es bereits zu spät. Ein Jahr später kann die Familie Roosevelt eine Gruppe neuer Besucher im Rushmore Inn begrüßen, darunter Marias Bruder und ihr Verlobter, die sich auf die Suche nach der verschwundenen Sportlerin gemacht haben. Auch die neuen Gäste des Hotels lernen schon bald den speziellen Service der Familie Roosevelt kennen. Einen Service, den man nie wieder vergisst – falls man ihn überlebt ...

DER AUTOR

Hinter dem Pseudonym Jack Kilborn verbirgt sich ein bekannter amerikanischer Drehbuch- und Thrillerautor. Sein hochgelobter erster Horrormoman *Angst* ist in den USA bereits Kult. Der Autor lebt und arbeitet in der Nähe von Chicago. Weitere Informationen erhalten Sie unter:
www.jackkilborn.com

Jack Kilborn
DAS HOTEL

Roman

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe
ENDURANCE
Deutsche Übersetzung von Wally Anker



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 01/2012
Redaktion: Sven-Eric Wehmeyer
Copyright © 2010 by Jack Kilborn
Copyright © 2012 der deutschsprachigen Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2011
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-52883-3

www.heyne-magische-bestseller.de

*»Wir peitschen wilde Bestien mit dem Geruch von Blut auf
und wundern uns nichts ahnend über die Welle brutaler
Begierde, die daraufhin durch das Land fegt.«*

MARK TWAIN

»Dein Schmerz hat hier keine Bedeutung.«

LEONARD COHEN

»Hier kommt niemand lebend raus.«

JIM MORRISON

Maria öffnete die Tür und wurde von Abraham Lincoln begrüßt.

Das Poster war bereits vergilbt, an den Rändern zerfleddert und hing über einem schmalen Doppelbett ohne Kopfteil. Die Wände waren mit Postkarten von Lincoln übersät, und er starrte von allen Richtungen in den Raum hinein. Als einzige Lichtquelle diente eine Stehlampe, deren Lampenschirm mit verblassten Zeitungsartikeln über – Überraschung! – Lincoln vollgekleistert war.

Also deswegen hat die verrückte alte Besitzerin es das Lincoln-Schlafzimmer genannt.

Maria schleppte ihren Koffer ins Zimmer, legte den Schlüssel auf eine verschrammte alte Kommode und schob den Riegel vor die Tür. Diese war genau wie das Schloss schwer und machte einen soliden Eindruck. Obwohl das eigentlich beruhigend auf Maria hätte wirken sollen, bekam sie in dem Zimmer eine Gänsehaut. Nicht nur das Zimmer, die ganze Pension ließ sie erschauern – angefangen mit der abgelegenen Lage über die heruntergekommene Fassade und die exzentrische Ausstattung bis hin zu der Ansammlung merkwürdiger Gerüche. Aber Maria hatte keine Wahl. Das Hotel in Monk Creek war ausgebucht gewesen,

und dies schien das letzte freie Zimmer in ganz West Virginia zu sein.

Der Ironwoman-Wettbewerb war mit weltweiter Berichterstattung zu einem richtigen Event geworden, und man hatte ihre Zimmerreservierung an irgendeinen Reporter vergeben. Schon ironisch, dachte Maria, da sie eine angemeldete Teilnehmerin war und ohne Teilnehmerinnen schließlich sämtliche Reporter zu Hause bleiben könnten. An ihrer Stelle hätte eigentlich dieser Journalist im Lincoln-Schlafzimmer mit seiner bizarren Ausstattung und dem komischen Geruch nach Sandelholz und saurer Milch übernachten sollen.

Maria seufzte. Wie auch immer. Sie hatte nur noch eines im Sinn: nach einer mehr als zwölfstündigen Reise eine ruhige Nacht verbringen. Weil die Pension keinen Fitnessraum besaß, würde sie auf ihr nächtliches Workout verzichten müssen und stattdessen morgen früh acht Kilometer laufen. Dann konnte sie zum Event-Hotel zurückfahren. Sie hatten ihr dort nämlich versprochen, gleich in der Frühe ein Zimmer für sie herzurichten.

Genau genommen wird das Zimmer schon heute fertig sein.

Ein Blick auf die Lincoln-Uhr auf dem Nachttisch verriet ihr, dass es bereits nach zwei Uhr nachts war.

Sie hatte versprochen, Felix anzurufen. Also holte sie ihr Handy aus der Tasche ihrer Jeans, und ihre Daumen wischten über die Tasten.

F – schläfst wohl schon. Bin in unheimlicher pension, kein hotel. Lange geschichte, aber umsonst – mehr für unsere Hochzeitsreise :) HASE, ILD – M.

Maria spazierte im Zimmer auf und ab, hielt das Handy über den Kopf und hoffte auf eine Verbindung. Die Dielen ächzten unter ihrem Gewicht. Als auf dem Display ein Bal-

ken aufleuchtete, schickte sie die SMS ab und ging dann zum Bett. Sie legte das Handy auf den Nachttisch, damit sie vor dem Schlafengehen nicht vergessen würde, es aufzuladen, wuchtete den Koffer auf die Matratze, suchte nach ihrer Kulturtasche und marschierte dann ins Bad. Dort schaltete sie das Licht an und wurde prompt von einem Bild Lincolns auf dem Toilettensitz begrüßt. Seufzend stellte sie die Tasche ab.

»Ob ich eine Fünf-Dollar-Note je wieder unbedarft in die Hand nehmen werde?«, scherzte sie freudlos. Statt diese ganze Lincoln-Sache lustig zu finden, war sie ihr eher unheimlich.

Maria zog die Tür hinter sich zu – mehr aus Gewohnheit als aus Scham –, klappte den Deckel hoch, knöpfte ihre Jeans auf und setzte sich. Der kalte Sitz verursachte eine Gänsehaut auf ihren gebräunten Schenkeln. Sie gähnte. Ein langes, ausführliches Gähnen. Der anstrengende Tag machte sich endgültig bemerkbar.

Das Bad war wie das Zimmer winzig. Das Waschbecken war neben die Duschkabine gezwängt, und wenn Maria etwas größer gewesen wäre, hätten ihre Knie die gegenüberliegende Wand berührt, an der ein gerahmtes Bild von Lincoln hing. Ein Porträt aus seinen jüngeren Jahren, als er noch nicht den berühmten Bart trug. Die extrem lebensecht gemalten Augen schienen sie anzustarren.

»Perversling«, flüsterte sie.

Lincoln antwortete nicht.

Durch die Wand waren Stimmen zu vernehmen. Es waren die zwei Männer, die sie beim Einchecken über Sport im Fernsehen hatte streiten hören. Sie wiederholten sich ständig. Maria horchte auf die knarrenden Dielen und hoffte, dass sie der Geräusche wegen nicht die ganze Nacht über

wach bleiben würde. Kaum hatte sich der Gedanke in ihrem Kopf geformt, war er allerdings schon wieder verflogen. Maria war so müde, dass sie wahrscheinlich sogar bei einem Metallica-Konzert eingeschlummert wäre.

Sie spülte und drehte dann den Hahn auf, aus dem rostbraunes Wasser lief. Erst letzte Woche hatte sie einen Artikel über Bakterien in Leitungswasser gelesen. Deshalb entschied sie sich, beim Zähneputzen auf Nummer sicher zu gehen. Sie drehte den Hahn zu, legte die Zahnbürste aufs Waschbecken, öffnete die Tür und trat ins Schlafzimmer. Sie nahm den Koffer, der auf dem Boden stand, legte ihn auf das Bett und holte eine halb volle Flasche Wasser heraus. Dann drehte sie sich um, ging zwei Schritte in Richtung Bad und hielt abrupt inne.

Hatte ich den Koffer nicht aufs Bett gelegt?

Adrenalin schoss ihr in den Kopf, ihr Herz raste, und sie wandte sich langsam um. Sie starrte den Koffer an wie ein böses Tier, eilte zur Tür und kontrollierte den Riegel.

Noch immer zugeschoben. Der Schlüssel lag nach wie vor auf der Kommode. Maria drehte sich einmal um die eigene Achse, während sie alles in sich aufnahm. In einer Ecke stand ein kleiner Schreibtisch samt Stuhl. Auf dem Bett lag eine gelbe Tagesdecke mit rostbraunen Quasten. Es sah aus wie frisch gemacht. Die Schranktür stand offen, der Schrank war leer. Braune Vorhänge schmückten die Wand vor dem Fenster.

Sie bewegten sich.

Als ob sich jemand dahinter verstecken würde.

Instinktiv wollte sie fluchtartig das Zimmer verlassen, doch dann überlegte sie. Sie befand sich im ersten Stock. Wie also sollte jemand durch das Fenster hereinkommen, um ihren Koffer umzustellen? Es schien viel logischer, dass sie den Koffer selbst auf dem Boden abgestellt hatte. Sie war

schlichtweg zu müde, um sich daran zu erinnern. Und die Vorhänge bewegten sich, weil das Fenster offen stand.

»Du bist fertig«, sagte sie laut. »Du leidest schon unter Halluzinationen.«

Aber Maria war sich eigentlich sicher, dass sie den Koffer auf das Bett gelegt und den Reißverschluss geöffnet hatte, um die Kulturtasche herauszuholen. Da gab es im Grunde keinen Zweifel.

War er vielleicht runtergefallen?

Aber würde er dann so perfekt gelandet sein? Und warum hatte sie nichts gehört?

Sie starrte erneut auf den Koffer. Er war schwer. Außer ihren Klamotten hatte sie eine ganze Palette Wasser mitgeschleppt – wegen ihrer neu entfachten Bakterienphobie. Sie hätte seinen Aufschlag nicht überhören können. Allerdings hatte sie sich auf die streitenden Männer konzentriert und ...

»Das Knarzen ...«, sagte sie laut. »Ich habe das Knarzen der Dielen gehört.«

Was, wenn es nicht aus einem der benachbarten Zimmer gekommen war?

Was, wenn es aus ihrem Zimmer stammte – wenn jemand über ihren Boden gelaufen war?

Eine Gänsehaut lief ihr über die Arme.

Was, wenn der Einbrecher noch immer im Zimmer war?

Sie hielt inne. Ihre Beine waren schwer, und ihr Mund fühlte sich so trocken an, dass ihr die Zunge an den Zähnen klebte. Sie war sich durchaus bewusst, dass ihre Paranoia vielleicht durch ihre Erschöpfung hervorgerufen wurde. Außerdem war die Wahrscheinlichkeit, dass jemand hier eingebrochen war, nur um ihren Koffer vom Bett auf den Boden zu stellen, gleich null.

Und doch ...

Maria ballte die Hände zu Fäusten und entspannte sich dann wieder. Sie starrte auf die Vorhänge und traf eine Entscheidung.

Ich muss nachschauen.

Sie holte tief Luft, atmete langsam aus und schlich auf das Fenster zu. Die Vorhänge bewegten sich nicht mehr, und Maria zweifelte bereits daran, ob sie es jemals getan hatten. Sie ließen kein Licht in den Raum, obwohl es nur einfache Vorhänge waren. Aber schließlich lag die Pension irgendwo im Niemandsland, und durch den dichten Wald drang weder das Licht der Sterne noch das des Mondes.

Entweder das, oder jemand sitzt auf dem Fensterbrett und lässt kein Licht durch.

Maria schluckte. Sie wusste, dass sie es nur noch schlimmer machte. Sie verspürte den gleichen Adrenalinausstoß wie vor einem Wettkampf.

Plötzlich hörte der Streit über ihr auf. Mitten im Satz. Tödliche Stille kehrte ein. Lediglich Marias zaghafte Schritte und das Knarzen der Dielen waren zu vernehmen. Der faule Gestank, den sie vorher schon wahrgenommen hatte, nahm zu, je näher sie dem Fenster kam.

Könnte sich wirklich jemand hinter dem Vorhang verstecken und darauf warten, hervorzuspringen?

Maria kam sich wie ein Kind vor, als ob sie noch einmal neun Jahre alt wäre und mit ihrem jüngeren Bruder Cameron Verstecken spielte. Er hatte es geliebt, plötzlich aus dem Nichts aufzutauchen und sie so sehr zu erschrecken, dass sie aufschrie. Einen Augenblick lang stellte sie sich vor, dass Cam hinter den Vorhängen stand, die Arme in die Höhe gestreckt, auf den richtigen Moment wartend,

um sie zu packen. Eine der wenigen netten Erinnerungen an Cam.

Dann machte Cam etwas anderem in ihrer Vorstellung Platz: einem verschmutzten, haarigen Irren mit einem rostigen Messer.

Maria schüttelte den Kopf, als könnte sie den Gedanken dadurch vertreiben.

Aber es funktionierte nicht.

»Reiß dich zusammen«, flüsterte sie. »Da ist nichts.«

Nur noch einen halben Meter. Plötzlich bewegten sich die Vorhänge erneut.

Und noch einmal.

Als ob jemand von der anderen Seite dagegen stieß.

Maria zuckte zusammen und wich zurück.

Das ist nur der Wind.

Was sollte es sonst sein.

Oder?

»Das ist der Wind«, murmelte sie zähneklappernd.

Der Wind. Sonst nichts. Garantiert nicht irgendein Typ, der in mein Zimmer einbricht.

Aber was wäre, wenn ...

Sie dachte an das Pfefferspray in ihrem Koffer, dachte daran, so schnell wie möglich von hier abzuhausen. Wenn nur Felix bei ihr wäre. Er würde sich über das alles totlachen.

Du legst locker einen Triathlon hin, bist aber zu feige, um zum Fenster zu gehen?

Nein, ich bin nicht zu feige. Ich habe vor nichts Angst.

Aber sie holte trotzdem das Pfefferspray und hielt es vor sich, als ob es alles Böse von ihr abzuwenden vermochte. Vor dem Fenster zögerte sie erneut. Die Vorhänge hatten aufgehört, sich zu bewegen.

»Tu es.«

Maria rührte sich nicht von der Stelle.

»Tu es einfach.«

Sie biss die Zähne zusammen und riss mit einer Bewegung die Vorhänge beiseite ...

... um eine Wand freizulegen, wo eigentlich das Fenster hätte sein müssen.

Sie starrte verwirrt auf die Ziegel, spürte dann aber einen kühlen Luftzug am Arm.

Da. In der Ecke. Ein Loch im Mörtel, durch das der Wind blies.

Maria musste lachen. Es klang in dem winzigen Raum seltsam hohl. Sie drückte gegen die Ziegel, um sicherzugehen, dass sie keine getarnte Tür oder dergleichen waren, aber sie fühlten sich kalt und solide an.

Nur ein Geist hätte da durchkommen können. Und Maria glaubte nicht an Geister. Das Leben war schaurig genug. Man musste nichts Schauriges dazuerfinden.

Sie ließ den Vorhang los und dachte erneut an Cameron und all das, was er durchgemacht hatte. Das war echter Horror gewesen – nicht nur ein Luftzug, der die Vorhänge in einer heruntergekommenen Hinterwäldler-Pension bewegte.

Wegen ihres intensiven Trainings hatte sie ihren Bruder schon einige Wochen lang nicht mehr gesehen. Sie wollte ihn aber direkt nach dem Wettkampf in der Anstalt besuchen. Vielleicht würde Felix mitkommen, obwohl ihm Cam nicht ganz geheuer war.

Er wird trotzdem kommen, schließlich liebt er mich.

Erneut sehnte sie sich nach Felix. Er hatte versprochen, dass er beim Wettkampf am Samstag da sein würde, damit er danach ihre müden Muskeln massieren konnte.

Maria warf einen Blick auf ihre linke Hand und den birnenförmigen Diamanten an ihrem Ringfinger. Er schimmerte gelblich. Ihre Lieblingsfarbe. Manchmal vergingen Stunden, ohne dass sie sich des Rings bewusst war, obwohl sie ihn erst seit ein paar Tagen trug. Aber bei seinem Anblick musste sie immer wieder lächeln.

Maria ging am Bett vorbei zur Tür, um sicherzugehen, dass der Riegel noch immer vorgeschoben war, und fragte sich, warum sie das alles derart aus der Fassung gebracht hatte.

Sie drehte sich Richtung Bad, als sie plötzlich aus dem Augenwinkel eine Bewegung wahrnahm.

Die Quasten der Tagesdecke auf dem Bett flatterten.

Als ob etwas sie gestreift hätte.

Etwas, das unters Bett gekrochen war.

Maria blieb stocksteif stehen. Die Angst hatte sie erneut ergriffen und hielt sie in ihren Klauen. Sie spürte, wie ihr das Herz bis zum Hals schlug.

Da ist NIEMAND unter meinem Bett.

Und doch ...

So weit hergeholt diese Idee auch schien – es gab unter dem Bett genügend Platz für jemanden, der sich dort verstecken wollte. Schließlich stand es auf relativ hohen Beinen.

Ein verschmutzter, haariger Irrer mit rostigem Messer?

Maria schüttelte den Kopf.

Das war wieder der Wind.

Nein, unmöglich. Diese Seite des Betts war vom Fenster abgewandt.

Eine Ratte?

Es konnte eine Ratte sein.

»Letztes Jahr war ich Vierte beim *Iron Woman*. Ich habe keine Angst vor einer kleinen Ratte.«

Maria kniete sich auf den Boden und kroch Richtung Bett.

Was, wenn tatsächlich ein Mann darunter lag?

Nein, da lag niemand.

Aber was, wenn doch? Was, wenn er mich packt, sobald ich die Tagesdecke hochhebe?

»Dann bekommt er eine Ladung Pfefferspray in die Augen, ehe ich ihn windelweich prügeln«, sagte sie laut.

Maria streckte eine Hand nach der Decke aus, während die andere mit dem Pfefferspray zielte.

Ich mach das jetzt. Auf Drei.

Eins ...

Zwei ...

Drei!

Maria riss die Tagesdecke hoch.

Niemand packte sie. Unter dem Bett war alles leer, außer einer Wollmaus, die sie wegpustete. Sie ließ die Tagesdecke los, stieß einen lauten Seufzer aus und entspannte sich ein wenig.

»Es wird wirklich Zeit, dass ich mich hinlege.«

Maria stand auf und überlegte, wann sie das letzte Mal geschlafen hatte. Mittlerweile war es über vierundzwanzig Stunden her – lang genug, um jeden nervös oder panisch werden zu lassen.

Sie kehrte wieder ins Bad zurück, griff nach der Zahnbürste auf dem Waschbecken und stellte sich vor, wie sie ins Bett fallen und sich gemütlich einwickeln würde.

Ihre Zahnbürste war verschwunden.

Maria sah unter das Becken und in ihre Kulturtasche.

Sie war nirgends zu finden – wie vom Erdboden verschluckt.

Maria starrte das Poster an. Lincoln erwiderte ihren Blick mit grimmiger Miene.

Das hat nichts mit Erschöpfung zu tun. Hier spielt mir jemand einen Streich.

»Ich pfeife auf das Zimmer, selbst wenn es so gut wie nichts kostet«, sagte sie laut. »Ich gehe jetzt.«

Sie eilte zum Bett zurück, um sich ihr Handy vom Nachttisch zu schnappen.

Auch das Handy war verschwunden.

Stattdessen lag etwas anderes an seinem Platz. Etwas Kleines, Braunes.

Maria stieß einen Schrei aus und zuckte zurück.

Das ist nicht wahr. Das muss ein schlechter Witz sein.

Sie starrte auf das braune Ding, als ob es sie jeden Augenblick anspringen würde.

Ist das echt? Sieht vertrocknet und alt aus.

Irgendein blöder Halloween-Scherzartikel vielleicht?

Doch dann roch sie es. Ein Gestank von Verwesung, der sich in ihrer Nase und ihrem Mund ausbreitete und sie würgen ließ.

»Das ist echt. Gütiger Himmel ... Es ist wirklich echt.«

Jemand hat ein menschliches Ohr in mein Zimmer gelegt.

Sie rannte zur Tür und riss sie auf. In ihrer Panik entging ihr, dass sie die Tür nicht erst entriegeln musste. Sie hielt das Pfefferspray in der rechten Hand – bereit, jeden damit anzuspritzen, der ihr im Weg stand.

Aber der Flur lag leer, dunkel und still da.

Sie eilte zur Treppe, vorbei an Türen mit Namen wie Theodore Roosevelt, Harry S. Truman und Millard Fillmore. Über der gewundenen Treppe hing ein riesiges Poster von Mount Rushmore. Maria stürzte zwei Stufen auf einmal nehmend die Treppe hinab und rannte so schnell sie konnte am Frühstückszimmer mit dem elektrischen Kamin vor-

bei Richtung Haustür. Sie drehte am Türknauf und warf sich dann mit aller Wucht gegen die Tür.

Aber die Tür gab nicht nach. Maria prallte gegen das Holz und verletzte sich dabei an der Schulter. Sie drehte erneut am Türknauf.

Keine Chance.

Dann riss sie daran, aber auch das brachte nichts.

Leise fluchend suchte sie nach einem Riegel, einem Schloss, einem Türstopper oder einem anderen Grund, warum die Tür nicht aufgehen wollte. Aber die einzige Art, die Tür zu verriegeln, schien der Knauf zu sein, und der ließ sich ohne Probleme drehen. Sie biss die Zähne zusammen und warf sich erneut gegen die Tür.

Aber sie hätte sich genauso gut gegen eine Betonwand werfen können. Die Tür zitterte nicht einmal.

»He! Kleine!«

Die Worte trafen Maria wie ein Schlag. Eine männliche Stimme – irgendwo hinter ihr. Sie drehte sich blitzartig um und spannte dabei jeden Muskel an.

»Ja, ich rede mit dir, Süße. Wir wollen uns jetzt ein bisschen amüsieren – ja, das wollen wir.«

Die Stimme klang heiser und gemein, mit einem irgendwie hinterwäldlerischen Akzent. Aber Maria konnte sie nicht lokalisieren. Der Empfangsraum und der Aufenthaltsraum zu ihrer Rechten schienen leer zu sein. Der staubige Kronleuchter aus Hirschgeweihen über ihr warf seltsame, flatternde Schatten an die Decke, und im Frühstückszimmer flackerte das orangefarbene Licht des elektrischen Kamins.

»Wer ist da?«, rief Maria, den Arm mit dem Pfefferspray noch immer ausgestreckt, den Finger auf dem Knopf der Sprühflasche. Sie war jederzeit bereit, abzudrücken.

Keine Antwort.

Er konnte sich überall verstecken: hinter dem Sofa, in den vielen Ecken, neben dem großen Bücherregal, hinter der überlebensgroßen Statue von George Washington, der ein Schild in die Höhe hielt, auf dem »Willkommen im Rushmore Inn« stand, oder sogar auf der Wendeltreppe.

Mit dem Rücken zur Wand schlich Maria langsam nach rechts – höllisch darauf achtend, ob sie irgendwo eine Bewegung wahrnahm. Am liebsten wäre sie einfach davongerannt, um sich zu verstecken, aber sie konnte nirgendwohin. Hinter sich bemerkte sie Vorhänge. Sie drehte sich rasch um, zog die Vorhänge beiseite und wollte das Fenster öffnen.

Doch wie im Lincoln-Zimmer war auch hier hinter dem Vorhang kein Fenster, sondern eine Ziegelwand. Bereits bei ihrer Anreise hatte sie es als merkwürdig empfunden, dass sämtliche Fensterläden geschlossen waren. Jetzt kannte sie den Grund.

Das Haus war wie ein Gefängnis.

Dieser Gedanke machte einem schlimmeren Platz.

Ich bin nicht das erste Opfer.

Maria umklammerte das Pfefferspray mit beiden Händen und zitterte am ganzen Leib. Sie kicherte nervös, aber es klang eher wie ein Piepsen. Also holte sie tief Luft und schrie verzweifelt: »Hilfe!«

Das Haus nahm ihren Hilferuf auf, ließ ihn kurz als Echo widerhallen und verschluckte ihn dann.

Kurz darauf hörte sie: »Hilfe!«

Doch es war kein Echo, sondern eine männliche Füstelstimme, die sie gehässig nachäffte.

Der Ruf kam von der Treppe.

»Hilfe!« Eine andere Stimme – diesmal aus dem Aufenthaltsraum.

»Hilfe!« Diesmal noch näher, aus Richtung einer keine drei Meter von ihr entfernten Schranktür.

»Hilfe.« Eine tiefe Stimme. Kein Schrei, sondern leise und verhalten.

Und sie ertönte ganz in ihrer Nähe, fast neben ihr.

Die Washington-Statue.

Sie lächelte Maria an, und ihre schiefen Zähne sahen so gar nicht nach Statue aus.

Der riesige Mann ließ das Willkommensschild fallen und stürzte sich mit ausgestreckten Armen auf sie.

Maria drückte auf den Auslöser des Pfeffersprays.

Der Strahl zischte weit an dem Kerl vorbei, und seine Hand fasste nach ihrer Bluse.

Sie wich ihr aus und rannte auf die Treppe zu, als plötzlich die Schranktür aufging und jemand herausstürzte. Dieser Kerl war groß und fett und ...

Gütiger Himmel, was war bloß mit seinem Körper los?

Maria wandte den Blick ab und stürmte weiter Richtung Treppe. Die unzähligen Trainingsstunden, die sie hinter sich gebracht hatte, waren nicht umsonst gewesen. Sie rauschte so schnell an dem Mann mit seinem *Bloß-nicht-in-die-grässliche-Fratze-schauen*-Gesicht im ersten Stock vorbei, dass ihr seine Reaktion wie zeitlupenverzögert vorkam. Sie wich seiner Attacke duckend aus und atmete dabei einen grauenvollen Verwesungsgestank ein. Jetzt blieb ihr nur noch eins übrig: sich in Richtung des einzigen anderen bewohnten Zimmers zu schlagen – zumindest soweit sie das wusste. Und das war das mit den zwei streitenden Männern.

Sie zankten sich immer noch. Ihre Stimmen drangen hin-

ter einer Tür hervor, auf der *Theodore Roosevelt* stand. Ohne anzuklopfen, stürzte Maria in das Zimmer, warf die Tür hinter sich ins Schloss und schob den Riegel vor.

»Sie müssen mir helf...«

Das Licht erhellte ein leeres Zimmer. Die Stimmen stritten weiter, aber es waren nirgendwo Männer zu sehen. Ihr Blick richtete sich auf den Nachttisch neben dem Bett, und sie entdeckte ein altes Tonbandgerät. Die Stimmen der Männer dröhnten in einer Endlosschleife aus dem Lautsprecher.

Plötzlich erlosch das Licht, und das Tonband verstummte.

Maria rührte sich nicht vom Fleck. Sie hörte jemanden weinen. Als sie merkte, dass das Geräusch von ihr selbst stammte, erschrak sie noch mehr und sank verzweifelt zu Boden. Dann kroch sie zum Bett. Das Zimmer glich vom Grundriss und der Anordnung der Möbel her ihrem, und es dauerte nicht lange, ehe sie die Tagesdecke ertastet hatte. Sie zog die Beine an und robbte dann mit den Füßen zuerst auf dem Bauch unter das Bett. Den Kopf streckte sie unter der Tagesdecke hervor, damit sie besser hören konnte.

Zuerst nahm sie lediglich ihr wild hämmerndes Herz und ihr panisches Ringen nach Luft wahr. Sie konzentrierte sich. Allmählich atmete sie ruhiger, holte durch die Nase Luft und stieß sie durch die aufgeblasenen Wangen aus.

Dann hörte sie Schritte. Vom Flur. Sie kamen näher. Erst eine Person. Sie ging langsam und bedacht, aber jeder Schritt glich einem Donnerschlag. Dann andere Schritte, genauso schwer, die sich rasch näherten. Beide hielten vor der Tür an.

»*Ich glaube, die Kleine ist hier drin.*«

»*Das ist doch Teddys Zimmer. Da können wir nicht rein.*«

»Aber sie ist da drin. Es wird langsam Zeit.«

Maria hörte, wie sich der Türknauf drehte. Rasch zog sie den Kopf zurück, sodass die Tagesdecke bis zum Boden hing.

»Das darfst du nicht. Das darfst du wirklich nicht.«

Die Tür knarzte und öffnete sich dann langsam. Maria sah den breiter werdenden Lichtstrahl, bis sie zwei gewaltige Silhouetten unter der Tür ausmachen konnte. In den Händen hielten sie Taschenlampen.

»Du kennst die Regeln: Der, der sie zuerst findet, darf sie anzapfen.«

»Ich geh da nicht rein. Und du solltest es auch nicht.«

»Halt's Maul. Die Kleine gehört mir.«

»Aber das ist Teddys Zimmer.«

»Halt's Maul!«

Der Mann, der sich als George-Washington-Statue getarnt hatte, richtete dem anderen Mann den Strahl der Taschenlampe ins Gesicht, und Maria musste die Hand auf den Mund pressen, um nicht laut aufzuschreien. Sein Gesicht war ... *Um Gottes Willen* ... Sein Gesicht war ...

»Pass bloß auf!«

»Ich hab' gesagt, du sollst das Maul halten!«

»Ich sag es ihm!«

»He! Wehe!«

Dann schloss sich die Tür, und die beiden gingen den Flur entlang zur Treppe zurück.

Maria schlotterte am ganzen Körper, als ob sie jeden Moment erfrieren würde. Der Schrecken saß ihr derart in den Knochen, dass sie sich nicht zu bewegen vermochte. Aber ihr blieb keine andere Wahl. Sie musste sich zusammenreißen und versuchen, von hier wegzukommen.

Waren alle Fenster zugemauert? Vielleicht nicht. Vielleicht

könnte sie sich aus einem Fenster stehlen und irgendwie an der Hauswand hinunterklettern. Oder auf das Dach flüchten. Lieber das Dach als dieses Zimmer und die lauenden Missgeburten davor.

Maria hörte ein Geräusch. Ganz leise. Ganz nah.

Ein kratzendes Geräusch.

Sie schloss die Augen und lauschte, vernahm aber nichts als ihr eigenes Atmen. Also holte sie tief Luft und lauschte erneut.

Aber das Atmen hörte nicht auf.

Ein kratzendes, feuchtes Atmen.

Direkt neben ihr.

Da lag jemand direkt neben ihr.

»Ich bin Teddy.«

Seine Stimme war tief und rau, und als Maria sie so nahe neben sich hörte, machte sie sich vor Angst in die Hose.

»Ich werde dich anzapfen, Kleines. Schön langsam werd' ich dich anzapfen.«

Etwas fasste nach ihren Beinen, und sie schrie lauter als je zuvor in ihrem Leben, lauter, als sie es je für möglich gehalten hatte. Sie trat und kratzte, während sie durch eine Falltür im Boden nach unten gerissen wurde.

Ein Jahr später

»Warum begleitest du nicht deine Großmutter?«, schlug Mom vor und wischte sich Schweiß von der Stirn, den ein Schmutzstreifen ersetzte. »Und nehmt JD mit. Der Hund braucht Auslauf.«



Jack Kilborn

Das Hotel

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-52883-3

Heyne

Erscheinungstermin: Dezember 2011

Willkommen im Hotel des Grauens

Einladend wirkt das Rushmore Inn zwar nicht gerade, aber der Profisportlerin Maria bleibt nichts anderes übrig, als sich dort ein Zimmer zu nehmen. Als ihr klar wird, dass hier etwas nicht mit rechten Dingen zugeht, ist es schon zu spät – denn aus dem Rushmore Inn reist niemand lebend wieder ab ...